Die Beicht

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **2 (1861)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

soll zuerst fragen, wenn er in geistlicher Sache irgend etwas verordnen will. Aber es ist halt Welt und die Welt ist eben verkehrt. Gottlob! in Unterwalden weiß man noch nichts von solchen Sachen. Das mag freilich die Ursache sein, daß man uns für Hottentotten ansieht und manchenorts meint, wir müssen auch noch ein Bischen mehr aufgeklärt werden. Es pressiert nur langsam, meine Herren! Wir sind zufrieden und überlassen solche Plagereien gegen die Bischöfe denen, die ihre Freude daran haben. Aber dem Papst kommt sicher dieses Plazet auf den Hals, wenn er Unterthan eines Viktor Emmanuel wird und mit dem Plazet noch manches Andere, wie überall, wo solche Leute vord'ran sind. Der Leser mag sich selbst denken, wie sehr dem Papst die Verwaltung seines päpstlichen Amtes erschwert sein wird, wenn er nichts mehr thun und verordnen kann, ohne einen solchen Kirchenfeind zuerst um Erlaubniß zu fragen. S'ist also in keinem Fall gut, wenn der Papst den Kirchenstaat verliert. Der Kalender könnte da noch andere Ursachen angeben. Aber für Leute, welche sich wollen belehren lassen, ist es genug und für die Andern wäre Alles zu wenig. Nur eines will er noch sagen. Wohl kaum an einem Orte in der ganzen Welt sind mehr heilsame Stiftungen, als in Rom; Stiftungen zu allen erdenklichen guten Zwecken, die herrlichsten Stiftungen für Kunst und Wissenschaft, für Arme, für Kranke, für Erziehung verwahrloster Kinder, für Gefallene, für Bildung der Missionäre aller Sprachen und Länder, für Pilger und Reisende, für geistig und leiblich Nothleidende aller Art. Dazu kommen alle möglichen Bruderschaften, fromme Vereine, geistliche Korporationen und Klöster. Endlich ein unvergleichlicher Vorrath von Kostbarkeiten, Kunstgegenständen, werthvollsten Kirchenparamenten u. s. w., welche die Liebe und Frömmigkeit der Gläubigen seit Jahrhunderten zur Ehre Gottes und Verherrlichung des Gottesdienstes in der Hauptstadt der Christenheit niedergelegt haben. Napoleon I. hat freilich seiner Zeit einen guten Theil davon annexiert und mit sich heimgenommen. Allein Alles hat er nicht bekommen. So lange nun der Papst Herr seines Landes bleibt, ist er der sorgsame Hüter und Beschützer dieser segensreichen Stiftungen und wird sie zum Heil und Segen der Nachwelt aufbewahren. Wenn nun aber der Garibaldi oder der Viktor Emmanuel dem Papst seine Staaten nehmen, so werden sie auch alle diese frommen Stiftungen als Staatsgut erklären, und dann erbarm's Gott! Was überbleibt, wollt' ich nicht mehr theuer. Diese Leute stecken halt in den Schulden bis über die Ohren und dann greifen sie zu, wo etwas ist, und wenn sie's verschleudert haben, so fangen sie wieder von vornen an und nehmen, was sie anfänglich noch geschont haben. Als im Jahr 1849 die Republikaner in Rom Meister waren, haben sie sogar die Glocken aus den Kirchthürmen herabgenommen und zu Geld gemacht und es verschwendet, und hintendrein noch 30 Millionen Schulden gemacht, die der Papst nachher bezahlen mußte. Dann haben die gleichen Leute die ganze Welt voll geschrieen und schreien noch jetzt aus vollem Hals, der Papst sei ein schlechter Regent, er habe viel Schulden und bedrücke das Volk mit Abgaben und Steuern. Wird's wohl der Viktor von Piemont besser machen, als diese Republikaner es gemacht? Schwerlich; denn er hat einen großen Appetit nach Kirchengut, wie Alle seines Gleichen. In Piemont hat er bereits verschlungen, was zu verschlingen war; und nun möchte er gerne in ganz Italien zusammenlesen, was an Kirchengut vorhanden ist, um es auch noch in den unersättlichen Staats-Magen zu werfen. Wenn man nun das Alles nüchtern betrachtet, so wird man es begreifen, warum der hl. Vater sich so heldenmüthig für den ungeschmälerten Besitz des Kirchenstaates wehrt. Alle Katholiken sind ihm dafür zu größtem Dank verpflichtet. Es sollen aber auch Alle recht eifrig beten, daß Gott der gerechten Sache des hl. Vaters den Sieg verleihe. Und jetzt b'hüt' euch Gott! Hat der Kalender etwas mit diesen Erzählungen genützt, so ist er froh. Und wenn wir leben, so kommen wir über's Jahr wieder. —

Die Beicht.

In einem Gasthaus einer größern Stadt hatte sich eines Abends eine Gesellschaft lustiger, junger Leute zusammen gefunden. Die Kellnerin mußte flink auf den Beinen sein, denn die Flaschen und Gläser waren alle Augenblick bald unten bald oben am Tisch geleert, und eben so schnell

wieder voll. Doch rann da Wein und Bier nicht aus der Welt, vielmehr recht in ihren Mittelpunkt hinein, und fand da den ungelöschten Kalk der Weltfreuden, der bekanntlich bei einem solchen Zuguß zu brausen und zu kochen beginnt. Das Gerede wurde immer lebendiger und ungebundener, und trieb sich gleich einem abgestoßenen Schiff in den Wellen und Wogen des Weines umher. Es kamen allerlei Schwänke und Witze auf den feuchten Tisch, und wer die Weinrothen und Schnapsblassen Gesichter zum lautesten Ausbruch des Lachens vermochte, der war der Meister. So ging's lange her, bisweilen schwamm das Schifflein des Witzes in trübem schmutzigen Wasser. Der Kalendermann hat eben nicht alles deutlich verstanden, doch meinte er bisweilen eine Glocke läuten zu hören, die für ein christliches Ohr nicht am erbaulichsten klingt.

Einer der saubern Gesellen wollte den Anlaß benutzen, um den gereizten Witz noch weiter zu treiben, steigt er auf einen Stuhl und donnert im Tone eines Bußpredigers auf die losen Zecher und Spötter herab. Wann schickte sich's besser die eifrigsten Priester recht lächerlich zu machen, als durch das Possenspiel, das unser Held aus der Schneiderzunft auf dem Schenktisch aufzuführen verstand? Am Schluß seiner Predigt verurtheilte er die schmutzigen Brüder sämmtlich zu einer gemeinschaftlichen Beicht.

„Bei meiner Treu, das gäb' doch ein Mord„specktakel, wenn wir so alle mitsammen beichten „giengen, meinte der Münchner, bin aber schon „lang nicht mehr so dumm gewesen." Und ich nicht und ich nicht, schallte es aus den aufgerißnen Mäulern. Was gebt ihr mir, wenn ich so per Spaß beichten geh', spottet ein Schreiner. Halt s'Maul, darfst ja nie deinem Bretschützen den Kopf unterwaschen, schnauzte hochmüthig der Schneider ihm entgegen. Nun s' gilt eine Wette, ich geh'.

Da liegt ein Thaler, Schreiner, aber dann muß du uns beim Glas wieder genau und wahr berichten, wie du mit deinem Kapuziner ausgemarktet und ihn eingeseift hast.

Somit war die Wette abgeschlossen und dafür der Zeugen genug. Der Schreiner wollte dießmal seine Ehre glänzend retten und zeigen, daß er noch ein ganzer Kerl sei. Bald sah man ihn am Gitterfenster eines Beichtstuhles sich ungeberdig anstämmen, als wollte er das Gehäus sammt seinem Bewohner in einem Stoß umwerfen.

„Ich komme nur zu beichten, um eine Wette zu gewinnen, das war sein Beichtgebetlein. Bin zwar lange Jahr in keiner Kirch mehr drein gewesen, mach mir aber nicht's draus; hab mir schon manchen Dampf angesoffen, und werd's hoffentlich noch manchmal thun, und mach mir nichts draus; hab auch hie und da ne Wirth ein wenig angeschmiert, aber ihnen auch manchen Thaler zu verdienen gegeben; hab auch schon manch dummes Mädel angelogen und dann ein wenig herumgenarrt, wie's der Brauch ist, mach' mir wieder nicht's draus ꝛc. ꝛc.

Nachdem so die Beicht beendet, hob der alte, ehrwürdige Priester an: Du hast nun deine Sache abgethan, um eine Wette zu gewinnen, es ist nun auch an mir das Meinige zu thun, um wo möglich eine unsterbliche Seele zu gewinnen. Es giebt einen Tod, dem wir alle entgegen gehen, und der keinen Menschen verschont, und nach dem Tod ein Gericht, dem Niemand ausweichen kann, und nach dem Gericht einen Himmel, in den kein Lügner, kein Betrüger, kein Vollsäufer, kein Verführer, kein Unkeuscher eingehen wird, und es giebt auch eine Hölle, wo alle unbußfertigen Sünder, die mit ihren Sünden prahlen, ewig gestraft werden. Drum, mein Freund, auf eine Beicht gehört eine Buße, für diese lege ich dir auf an 3 Tagen des Morgens, Mittags und Abends zu sprechen:

Es giebt einen Tod, aber ich mach mir nichts daraus;

Es giebt ein Gericht, aber ich mach mir nichts daraus;

Es giebt eine Hölle, aber ich mach mir nichts daraus.

Die Lossprechung blieb für dießmal weg.

Am gleichen Abend erzählte der Schreiner in der Kneipe seinen Kameraden die abgelegte Beicht, um den hinterlegten Thaler aus der Wette zu heben; allein die Gesellschaft bestand darauf, die Wette sei erst dann gewonnen, wenn er die Buße verrichte, denn diese gehöre mit zur Beicht. Auch das will ich, fiel der Schreiner ein, die Wette ist und bleibt gewonnen. Wirklich begann er die ihm auferlegten Worte am Schenktisch herzusagen; anfangs hastig, fast gedankenlos, bald etwas ernster, es wird ihm dabei ganz unheimlich zu Muth. Der Glaube seiner Jugend trat ihm vor die Seele und er wurde unruhig, kleinlaut, zuletzt wollten die verhängnißvollen Worte nicht mehr über seine Zunge, er stund vom Tische auf, ließ den Thaler liegen, es trieb ihn hinaus aus der mit Weindunst und Tabakrauch erfüllten Stube, wo die Lichter ganz ver-

düstert glommen, hinaus auf die Straße, die seinem Quartier zuführte. Der Himmel war hell und an seinem hochgewölbten, tiefblauen Bogen glänzten die Sternen in ihrer ewigen Schönheit, ungetrübt durch den Dunst der sündigen Erde. Aber zu ihnen hinauf schauten getrübt zwei menschliche Augen, und senkten sich nieder in ein verirrtes, beschämtes, reuiges Herz. Gottes Erbarmen hatte ihn ergriffen, um ihn seiner schweren Verirrung zu entreißen.

Er gedachte in tiefem Ernst seines sichern Todes, des Gerichtes und der davon abhängigen Strafen oder Belohnungen, des elenden Zustandes seiner Seele, und bald hatte die Gnade ihr Werk so weit vollendet, daß er wieder hingieng vor jenes kleine Gitterfensterchen, vor dem er nochmals die Vergehungen seines Lebens reumüthig bekannte. Seine Haltung, seine Sprache und seine Thränen bewiesen gültig, wie schwer das auf seinem Herzen lag, woraus er sich vor einigen Tagen nichts gemacht, weil ihm Gottes Gnade seine Augen geöffnet.

Der alte, ehrwürdige Priester, den er das erstemal nur zum Spott und Hohn besucht, nahm ihn nun mit aller Milde und Sanftmuth auf, er brachte Trost und Heilung in das von aufrichtiger Reue durchdrungene aufgeschlossene Herz, zeigte ihm die Mittel, das gestiftete Böse wieder gut zu machen und die Wege den drohenden Abgründen der Sünde auszuweichen, und entließ ihn mit den Worten des göttlichen Heilandes: Geh' hin im Frieden und sündige nicht mehr.

Unser Schreiner nahm den Spott seiner ehemaligen Kneipgenossen geduldig über sich, verirrte sich aber nie mehr in den schändlichen Klupp der Spötter und Zecher.

Etwas für die Unterwaldner Jungfrauen.

„Ein sauberer Kerl, der Kalender! Kaum aus der Wiege heraus macht der sich schon an die Mädchen hin. Ist mir das doch eine böse verdorbene Zeit, die den Buben schon Streiche in den Kopf giebt, an die unsereiner mit seinen zwanzig Jahren noch nicht gedacht hat. Wenn das so fortgeht, so — — —"

Nun der Kalender läßt den alten Graubart fortbrummen und den Kopf schütteln über die böse Zeit, er zieht höflich sein Käppchen vor dem Alten, kommt aber nicht aus seinem Texte und wendet sich munter und fröhlich an seine Unterwaldnerinnen. Etwas boshaft ist er aber doch, sonst würde er nicht mit so spöttischem Gesichtchen an dem prächtig ausstaffirten Dämchen im Seidenkleide vorbeispazieren und noch daß sie's fast hört, sie im Vorbeigehen über ihre gute Bekanntschaft mit dem Küfer und seinen Reifen sticheln. Er macht's perfekt, als ob das französische Modekindchen gar nicht auf Unterwaldnerboden gewachsen wäre. Ein wenig Recht mag er haben, denn das Zeichen einer ächten Unterwaldnerin fehlt ihr. Was der junge Kamerade von Kalender darunter meint, seh'n wir bald, denn er geht gerade auf die Jungfrauen seines Vaterlandes zu, die — eine Haarnadel tragen. Das Dämchen rümpft freilich darob die Nase, denn solch' altes Zeug den schönen Bändern und Locken, wie sie die Frau Napoleons, oder gar jene trägt, die dem Garibaldi davongelaufen ist, und den prächtigen Reifen von Stahl oder Fischbein oder von einem Stricke vorziehen — das kann solch' ein modisches Gemüth nicht begreifen. Doch der Kalender kümmert sich wieder nichts darum. Er ist ein ächtes Unterwaldner-Blut, das noch treu am guten Alten hängt und seinen Werth zu schätzen weiß. D'rum hat er sich entschlossen gerade etwas von den Haarnadeln den Trägerinnen derselben zu erzählen, damit sie auch erfahren, wie dieser Schmuck entstanden ist. Es soll eine eigene Geschichte damit sein, die viel Lehrreiches enthalte. Hören wir d'rum was der Kalender erzählt.

„Es war in der Zeit der alten Schweiz, als noch ringsum die Freiheit unserer Ahnen unter dem Joche schwerer Knechtschaft seufzte. In festen, stolzen Burgen hausten die Vögte, die das Volk bedrückten und quälten. Die Geschichte unseres Vaterlandes erzählt so viel von ihrer Grausamkeit und Lasterhaftigkeit, daß es einem schaudert, und selbst der kleine Bube, der in der Schule davon erzählen hört, die Faust ballt aus Zorn und Aerger, daß seine Voreltern Solches leiden mußten."

„In diesen Zeiten herrschte auch so ein Vogt in den Bergen des schönen Bündner-Landes und verübte Gräuel und Unthaten. Dieser ritt einst auf die Jagd. Wie er nun in den dichten Wald hinein kommt, hört er von einem Felsen herab ein so fröhlich Jauchzen und Jodeln, daß es wie ein Glöcklein durch die Tannen tönt. Er sieht, daß es ein frisches, schönes Bauernmädchen ist, die ihrem Liebsten, einem wag-